



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Endlich den Beruf gefunden : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Endlich den Beruf gefunden

(Fortsetzung)



it der den Russen freundlichen Politik schien es mir zusammenzuhängen, daß damals der Freisinn in höherm Maße Gegenstand polizeilicher und staatsanwaltlicher Fürsorge zu sein schien als die Katholiken und die Sozialdemokraten, sodaß Bismarck seinen Wunsch, sie durch ein paar Duzend Sozialdemokraten ersetzt zu bekommen, gar bald erfüllt sah. Auch die Maßregeln gegen die Polen schienen mir mit der Russenfreundschaft aufs engste zusammenzuhängen; später hat diese meine Ansicht aus dem allerkompetentesten Munde eine überraschende Bestätigung erfahren. Daß ich kein Freund polnischer Wirtschaft und kein Liebhaber polnischer Nationaleigenschaften bin, und aus welchen Gründen ich dennoch das in den polnischen Provinzen eingeschlagene Verfahren verurteile, habe ich später auch in den Grenzboten und in dem Buche „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ auseinandergesetzt. Von dem damals gesagten will ich nur zweierlei kurz wiederholen. Entweder gelingt die Germanisation,^{*)} oder sie gelingt nicht. Gelingt sie, so haben wir die den ostelbischen Gutsbesitzern so unentbehrlichen willigen, billigen und anspruchlosen Hörigen in anspruchsvolle Sozialdemokraten und fähige Konkurrenten verwandelt; gelingt sie nicht, so haben wir nichts erzielt als unauslöschlichen Haß in den Herzen der preußischen Unterthanen polnischer Zunge. Wahrscheinlich aber, das ist das andre, wird sie nicht gelingen, und zwar ganz abgesehen von der Unzweckmäßigkeit der angewandten Mittel deshalb nicht, weil die Assimilierung von Völkern anderer Nationalität immer nur in solchen Zeiten gelingt, wo der nationale Gegensatz den Leuten gleichgültig ist und zwischen den fraglichen Nationen keine Feindschaft besteht. So haben die Slawen Mittel- und Niederschlesiens, der Lausitz und Sachsens ganz von selbst allmählich die deutsche Sprache, deutsche Sitten und Einrichtungen angenommen, weil es ihnen vorteilhaft schien, und weil ihnen das deutsche Wesen besser gefiel als ihr eignes. Vor

^{*)} Germanisation im ethnologischen Sinne ist überhaupt nicht möglich, man kann aus Slawen so wenig Germanen machen wie aus Raken Hunde; man bekommt deutschredende Slawen und erzielt dann später durch Mischung eine weitere Verdünnung des so schon stark verdünnten deutschen Blutes.

allem aber bestand damals kein konfessioneller Gegensatz; waren doch Cisterziensermönche die Germanisatoren — unabsichtliche Germanisatoren; die Germanisation ergab sich als Nebenerfolg ihrer sonstigen Kulturthätigkeit. Wo die Deutschen in Feindschaft mit den Slawen lebten, wie zwischen Unterelbe und Ostsee, da blieb nichts übrig als Ausrottung der Slawen mit Feuer und Schwert, oder die Herstellung eines Verhältnisses wie in den baltischen Provinzen, wo die Deutschen als Herren die leibeigenen Letten und Esthen regierten, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Also Entnationalisirung und Assimilirung sind Prozesse, die nur im stillen und auf friedlichem Wege vor sich gehen, in Zeiten, wo sich die Leute ihrer Nationalität gar nicht bewußt sind, niemals in Zeiten fanatisch erregten Nationalgefühls. Bekanntlich ist es Joseph II. gewesen, der das heutige österreichische Elend verschuldet hat, indem er in den beinahe vollendeten friedlichen Prozeß gewaltsam eingriff und durch schroffe Unterdrückung den Resten der Slawen ihre Nationalität wieder zum Bewußtsein brachte. Auch von den Nationalitäten gilt, was sein Nachfolger Leopold von den Rechten sagte: mein Bruder wollte alle Sonderrechte ausrotten; die Folge davon ist, daß jetzt jedermann seine alten Rechte bis auf Karl den Großen zurückfordert.

So befand ich mich denn so ziemlich in allem wesentlichen im Gegensatz zur Regierung und sah mich in dem Konflikt des Jahres 1887 auf der Seite der Mehrheit Richter-Windthorst-Grillenberger, vor der alle guten Patrioten einen so heftigen Abscheu empfanden. Ehe ich aber die tragikomische Geschichte des mich betreffenden Theiles dieses Konflikts erzähle, will ich vorher einiges über meine äußere Lage berichten. Herr Zegel hatte mir vierteljährlich 450 Mark zugesagt. Nach einem halben Jahre jedoch, zu Ostern 1883, erklärte er mir, der erwartete Abonnentenzuwachs sei leider nicht eingetreten; wenn ich die Redaktion fortführen wolle, müsse ich mich mit 250 Mark begnügen, mehr könne er nicht aufbringen. Ich ließ mirs gefallen; ein paar hundert Mark hatte ich ja zuzusetzen, und die gute Kreisel „kochte, wusch und rollte mich“ billig. Auch blieb ich nicht lange auf diesem geringen Einkommen sitzen. Gleich im ersten Vierteljahre erhöhte es sich um zehn Mark. Zu meinem Glück nämlich bescherte uns das Frühjahr 1883 ein großes Wasser. Nach Schluß einer Notstandskomiteesitzung sagte mir einer der Stadtgewaltigen: aus allen Städten und Dörfern haben die Zeitungen lange Berichte gebracht, bloß über Meise hat man nirgends ein Wort gelesen, und wir haben doch von allen Städten die aller schönste Überschwemmung gehabt; wollen Sie nicht einen Bericht an die Schlesische schicken. — I warum denn nicht! Ich that es also und bekam am 1. Juli zehn Mark dafür mit der Bitte, regelmäßig über die in Meise vorkommenden Mordthaten, Einbrüche, Feuersbrünste, Jubiläen, Wahlkämpfe und sonstige Staatsaktionen und Familienfeste zu berichten. Das Honorar wurde später von zehn auf zwanzig Pfennige für die Zeile erhöht,

und da der Herr von Korn jeden Portonickel gewissenhaft ersetzte, man daher auch die Einsendung kurzer Notizen von wenigen Zeilen nicht zu scheuen brauchte, so läpperte es sich zusammen und brachte mir durchschnittlich 400 Mark im Jahr. *) Andre Beiträge hat die Schlesische Zeitung, die fünfzehn Jahre vorher meine ersten Versuche veröffentlicht hatte, nicht mehr angenommen. Im Wonnemond meiner Bismarckliebe hat mich einmal ein Herr, der mir wohlwollte, mit der Bemerkung, ich schriebe doch gar nicht übel, Herrn Blankenburg empfohlen; der aber, vorsichtiger als später Grunow, erwiderte: Das schon, aber er schlägt aus. Ferner gereichte es zu meinem Glück, daß ein sehr tüchtiger Artillerieoffizier, mit dem ich oberflächlich bekannt geworden war, aus Gründen, die ihm nicht zur Unehre gereichen, in Ruhestand zu treten genötigt wurde. Er mußte eine Redaktionsstelle beim Berliner Tageblatt annehmen, bis er in glänzenden Aufträgen eines Großindustriellen eine seiner gesellschaftlichen Stellung und seinen Fachkenntnissen angemessene Verwendung fand. An ihn wandte ich mich, und er war so gütig, Herrn Arthur Levysohn für mich zu interessiren. So konnte ich eine Anzahl Leitartikel liefern und einige mit meinem Namen unterzeichnete Artikel für die Montagsbeilage „Zeitgeist.“ Dadurch hat mich Herr Theophil Zolling, Paul Lindaus Nachfolger, kennen gelernt, und auf meine Anfrage antwortete er, daß ihm Beiträge für die „Gegenwart“ willkommen seien. Einen historischen Artikel, dessen Gegenstand so weit in der Vergangenheit zurücklag, daß er für die „Gegenwart“ nicht recht paßte, empfahl mir Zolling an den Professor Zwiédineck-Südenhorst zu schicken, und dieser nahm ihn in seine Zeitschrift für Geschichte und Politik gern auf. Ich lieferte dieser Zeitschrift außerdem noch zwei größere und zwei kleine Beiträge. Ein dritter größerer Beitrag über den Römerzug des Luxemburger Heinrichs kam mit der Trauerbotschaft zurück, daß nach des Baron von Cotta Tode die Nachfolger beschlossen hätten, die Zeitschrift mit dem 1. Januar 1889 eingehen zu lassen. Vorher hatte mir die Verbindung mit Cotta einen Auftrag der Firma Kröner eingebracht: die Übersetzung eines englischen Reisehandbuchs. Sie mußte in drei Wochen fertig gemacht werden, und so verdiente ich in drei Wochen 270 Mark, was mir noch niemals im Leben widerfahren war; freilich hatte ich täglich von morgens vier Uhr bis abends neun Uhr zu arbeiten, was ich kein zweites mal wagen möchte. Die Reißer Presse machte ich in diesen drei Wochen mit der Schere, wie ich meinem Publikum vorher pflichtmäßig angekündigt hatte. So fand sich eins nach dem andern. Auch noch mit mehreren andern Zeitungen und Zeitschriften gelang es mir, teils vorübergehende, teils dauernde Verbindungen anzuknüpfen. Schließlich wurde Herr

*) Wenn ich die Berichterstattung nicht ein paar Jahr später aufgegeben hätte, würde sie aufgehört haben lohnend zu sein, da die Reißer Zeitung jetzt täglich erscheint und dieser das Erforderliche entnommen werden kann. Derselbe Umstand hat überall die Berichterstattung aus der Provinz zu einem schlechten Geschäft gemacht.

Rezel noch durch einige Gönner in den Stand gesetzt, meinen Gehalt auf 1200, zuletzt auf 1400 Mark zu erhöhen, und so gestaltete sich meine materielle Lage, von der Unsicherheit abgesehen, ganz befriedigend.

In der Septennatsfrage konnte ich bei meiner oben beschriebenen Stellung keinen Augenblick schwanken. Da „jeder Mann und jeder Groschen“ bewilligt war, so handelte es sich bei der Reichstagsauflösung nicht um die Militärvorlage (zumal da, wie ich wiederholt ausführte, die Volksvertretung sogar sehr zufrieden hätte sein können mit der Festlegung des Militäretats auf sieben statt auf drei Jahre; wer gar nicht daran dachte, sich auf volle sieben Jahre festlegen zu lassen, das war die Militärverwaltung), sondern um das Budgetrecht der Volksvertretung und um einen Vorwand, der die Schaffung einer Kartellmehrheit ermöglichen sollte. Beim Beginne des Septennatsstreits eröffnete mir ein höherer Beamter, daß er in der Lage sei, das Blatt mit — ich weiß nicht mehr ob ein- oder zweihundert Mark — zu subventioniren, wenn ich mich bereit fände, Informationen zu benutzen, die mir zugehen würden. Ich antwortete, daß ich nicht daran dachte, mich zu verkaufen, daß ich, wenn ich mich einmal dazu entschließen sollte, mich doch ein wenig höher einschätzen würde als auf eine Rente von ein- oder zweihundert Mark, daß mich aber die Geldfrage überhaupt nichts anginge, da ich meinen Gehalt von Herrn Rezel bekäme und nicht darnach fragte, woher dieser das Geld nähme. Der Herr erwiderte, davon sei ja gar nicht die Rede, daß man meine politische Haltung beeinflussen wolle, ich solle ja nur Informationen aufnehmen. Nun, erwiderte ich, Informationen sind ja stets willkommen, wenns also weiter nichts ist, dann habe ich gegen das Geschäft, das man Herrn Rezel anbietet, nichts einzuwenden. Die „Informationen“ bestanden in einer gedruckten Zeitungskorrespondenz. Die Nachrichten darin waren wertlos für mich; denn wenn mein Blättchen erschien, so hatten sie schon in hundert andern Zeitungen gestanden, es handelte sich also nur um die kurzen Leitartikel. Ich nahm wöchentlich je einen oder zwei auf mit der Überschrift: Die offiziöse Provinzialkorrespondenz schreibt: (die Korrespondenz dieses Namens war kurz vorher eingangen; diese neue Korrespondenz war aber so offenbar ihre Nachfolgerin, daß ich mich für berechtigt hielt, sie so zu nennen), und darauf polemisirte ich dagegen. Der gute Herr, der den Vermittler spielen mußte, und den ich persönlich sehr hoch schätzte, that mir doppelt leid; erstens, daß er zu diesem seiner Person und Stellung unwürdigen Botendienste gezwungen wurde (er mußte das wertlose Papierchen jede Woche zwei- oder dreimal persönlich überbringen), und zweitens, daß ich ihm solchen Verdruß zu bereiten genötigt war. Nachdem die Sache ein paar Wochen so fortgegangen war, erschien eine Deputation der „liberalen“ Partei und bat mich, ich möchte doch ein paar Wochen ausruhen und die Korrespondenz sowie die Parteiführer am Ort allein sprechen lassen. Darauf erklärte ich in der Nummer vom 13. Februar, die Thatsache, daß ein

großer Teil unsrer angesehensten Abonnenten meine gegenwärtige politische Haltung entschieden mißbillige, lege mir die Verpflichtung auf, mich vorläufig jeder Äußerung meiner persönlichen Ansicht über innere Angelegenheiten zu enthalten. Ich würde mich daher bis zum 21. im politischen Teile des Blattes auf das Zusammenstellen von Nachrichten aus andern Blättern beschränken, das Urtheil über die Vorkommnisse im Vaterlande aber der officiösen Provinzialkorrespondenz überlassen. Dadurch werde die Meißner Presse Vertreterin einer Richtung, in die ich nicht einzulenken vermöchte, und es verstehe sich von selbst, daß ich die Redaktion niederlegte, sobald ein Ersatz gefunden sei, jedenfalls spätestens am 1. April, wo meine kontraktliche Verpflichtung abließ. Allerdings sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nach dem 21. Februar ein Umschwung der Meinungen eintrete, der mir die Vertretung meiner eignen Überzeugung in dem Blatte und damit die Weiterführung der Redaktion wieder gestatten werde.

Am 27. Februar schrieb ich im Leitartikel: obwohl sich das Wahlergebnis vor Beendigung der Stichwahlen nicht mit Sicherheit abschätzen ließe, stehe doch schon so viel fest, daß Bismarck das Septennat haben werde. Darüber würden alle ohne Ausnahme, auch die Gegner des Septennats, recht froh sein, denn kein vernünftiger Mensch könne sich eine Wahlkampagne wie die eben abgelaufne nochmals wünschen, und eine solche hätten wir doch bei nochmaliger Ablehnung des Septennats in verstärkter Auflage zu erwarten. Noch aus einem zweiten Grunde sei das Ergebnis erfreulich. Die officiöse Presse habe uns versichert, das Septennat sei der Friede! Wir hätten es jetzt; die officiöse Presse sei also verpflichtet, vorläufig die Kriegstrompete ins Futteral zu stecken, sodaß Handel und Wandel wieder floriren könnten. Ob nun aber Fürst Bismarck von der im Werden begriffnen Majorität auch alles übrige erlangen werde, was er außer dem Septennat noch anstrebe, und ob, wenn er das nicht erlange, das Septennat nach einem halben Jahre noch denselben hohen Wert für ihn haben werde wie während der Wahlkampagne, das sei eine andre Frage; Fürst Bismarck pflege in der Werthschätzung politischer Gegenstände seine Ansicht mit überraschender Schnelligkeit zu wechseln. Wäre aber die Majorität so, wie er sie sich wahrscheinlich wünsche, und wie er sie im Landtage schon habe, dann sei er mit einemmale alle Friktionen los. Die gesetzgebende Arbeit der beiden Parlamente sei dann nur noch eine Formalität; seine Ideen würden dann unfehlbar Gesetz, und nichts in der Welt hindere ihn mehr an der Verwirklichung seiner Ideale.

Im lokalen Teil aber erließ ich eine Ansprache „An unsre Leser,“ die ich nachstehend abgekürzt wiedergebe.

Nachdem ich mich, meinem Versprechen gemäß, bis zum 21. Februar der Äußerung meiner eignen Meinung über die politischen Ereignisse im Vaterlande enthalten habe, trete ich nun wieder hervor und überlasse die Entscheidung dem

Kreise unsrer Abonnenten und Inserenten. Ist am 1. April der Ausfall an Abonnenten und Inserenten infolge meiner Haltung so bedeutend, daß dem Verleger die Fortführung des Blattes in der bisherigen Weise unmöglich wird, so trete ich, und zwar nicht erst zum 1. Juli, sondern unmittelbar nach Feststellung dieses Ergebnisses zurück; wenn nicht, nicht. Zunächst antworte ich auf die Vorwürfe, die anlässlich des Wahlkampfes gegen mich erhoben worden sind.

1. Ich setze mich in Widerspruch mit meinen Abonnenten und Lesern. Mit einem Teile: concedo; mit allen, nego, weil ich das Gegenteil ganz genau weiß. Allen habe ich es nie recht gemacht und werde ich es nie recht machen; das ist ganz besonders am hiesigen Orte unmöglich, weil innerhalb der nicht ultramontanen Kreise natürlicherweise alle erdenklichen politischen Richtungen vom strammen alt-preussischen Absolutismus und hocharistokratischen Feudalismus bis zur radikalsten Demokratie vertreten sind. Die Einigung aller dieser verschiedenen Elemente mochte in der Zeit des Kulturkampfstaumels unter der Devise: gegen Rom vorübergehend möglich sein; aber dieser Taumel ist vorbei und kehrt nicht mehr wieder. In der gegenwärtigen Zeit, wo nicht kirchliche, sondern rein politische; wirtschaftliche, Steuer- und Verfassungsfragen auf der Tagesordnung stehen, mit der Lösung: gegen das Zentrum die Leute auch nur ein Vierteljahr lang beisammen zu halten, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Oder will man vielleicht die Lösung: gegen Rom! mit der andern, gegen den Freisinn! vertauschen? [Dieser, führe ich dann aus, sei am Orte noch keineswegs tot.]

2. Ich segle im Fahrwasser der Zentrumspartei. Denke gar nicht daran! Das Fahrwasser, worin ich segle, gehört den Ultramontanen weder erb- und eigentümlich an, noch haben sie es gepachtet, sondern es ist offene Verkehrsstraße. Das Budgetrecht des Reichstags verteidigen, und darum allein handelt es sich bei der gegenwärtigen Wahl, ist jedermanns Recht und meines Erachtens sogar jedes Bürgers Pflicht. Soll ich im nassen Straßengraben waten, um nur nicht mit meinem politischen Gegner auf der trocknen Landstraße gehen zu müssen? Soll ich, wenn ich bei der Überfahrt über einen See meinen politischen Gegner auf Deck sehe, ins Wasser springen? Ein solcher Narr bin ich nicht. Wenn es sich um die Abwehr ultramontaner Unduldsamkeit, wenn es sich um die Freiheit der Schule von jesuitischen Einflüssen handelt, hat man mich noch stets auf dem Platze gefunden zum Kampfe gegen die Ultramontanen; und so oft Windthorst seinen legitimistischen Gaul reitet, versehe ich diesem, wenn gerade nichts wichtigeres zu thun ist, einen Schmiß. Aber eine nach meiner Überzeugung richtige Ansicht in politischen Fragen deswegen nicht vertreten, weil die Ultramontanen auch dabei sind, würde ich für abgeschmackt halten. Weit eher als von mir, könnte man vom Fürsten Bismarck sagen, daß er im Jahre 1879 ins ultramontane Fahrwasser eingelenkt habe; denn jene Steuer-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, die ihm zu so großem Ruhme angerechnet wird, war von den Konservativen, Ultramontanen und Sozialdemokraten schon lange gefordert worden, ehe sich die Regierung dazu entschloß. Und was soll man zur Kölnischen Zeitung, Post und Konferten sagen, die den Gehorsam gegen den „Heiligen Vater“ in Militär- und Verfassungsfragen predigen und Windthorst wegen seines Widerstrebens gegen einen Wunsch des Papstes einen Rebellen und einen zweiten Luther schelten?*) (Man denke! Luther

*) In den Wahlversammlungen alter Kulturkämpfer salbungsvoll zum Gehorsam gegen den „Heiligen Vater“ ermahnen zu sehen und zu hören, das war ein Schauspiel für Götter, für Götter von der Art eines Mabelais, Molière, Voltaire, Byron oder Heinrich Heine.

als Schimpfwort!) Im Fahrwasser der Zentrumsparthei segeln jene Herren freilich nicht, denn diese lehnt ja eben die Einmischung des Papstes in die politischen Angelegenheiten Deutschlands ab, wohl aber im Fahrwasser jener überspannten Kurialisten des vierzehnten Jahrhunderts, unter deren Einflusse der Papst seine Bischofsmütze mit einer dreifachen Krone schmückte, um seine Herrschaft über Himmel, Erde und Unterwelt zu sinnbilden, und die unter den Jesuiten der Civiltà Cattolica noch einige verschämte Nachfolger haben sollen. Wie weit das wahr ist, weiß ich nicht, weil ich das genannte Jesuitenblatt seit 1878 nicht mehr zu Gesicht bekommen habe. Wenn päpstliche Einmischung jetzt veranlaßt und als Werkzeug benutzt wird von einer Seite, von der es niemand erwarten konnte, so betrübt mich das zwar, aber es ändert meine Ansicht nicht [daß jede Einmischung des Papstes in unsre bürgerlichen Angelegenheiten vom Übel sei]. Weder erkenne ich mit einem hochverehrten Gönner unsers Blattes den Papst als meinen Schafmeister*) an, noch irgend einen Minister; denn ich bin kein Schaf, sondern ein Mensch und Gott Rechenschaft schuldig über den Gebrauch der Vernunft, die er mir verliehen hat.

3. Ich schwäche den Patriotismus. Nun, ich bitte die Leser, einmal die ersten Szenen von König Lear durchzulesen. Der Mann mißt seinen Töchtern die Erbschaft zu nach der Länge und rednerischen Schönheit der Liebeserklärungen, die sie ihm vor versammeltem Hofe zu machen haben. Den habgüchtigen Hexen Regan und Goneril fällt es natürlich nicht schwer, in pomphaften Phrasen zu beteuern, daß sie den Vater mehr liebten als Leib, Leben, Gesundheit, Schönheit, Reichthum, Herrschaft und Bräutigam. Eine edle Frau aber enthüllt ihr Herz so wenig vor einer gaffenden Menge wie ihren Leib, eine edle Frau lügt auch nicht, und daher schweigt Cordelia bei der Inquisition auf ihre kindliche Liebe anfänglich verlegen still und antwortet endlich auf fortgesetztes Drängen: Ich lieb' Eur' Hoheit, wies meiner Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder; konnte sie doch unmöglich ohne Lüge sagen, sie liebe ihren Vater über alles, in dem Augenblick, wo sie im Begriff stand, Herz und Hand einem geliebten Gatten zu reichen. So jung und so unzärtlich? fragt Lear; so jung und so wahr, antwortet Cordelia. Welche Früchte dann dem alten Manne seine Narrheit getragen hat, ist ja bekannt. In einen patriotischen Lärm, der auf solche Weise inszenirt wird, wie wir das die letzten Jahre hindurch gesehen haben, vermag ein besonnener, schlicht rechtschaffner Mann nicht einzustimmen. In solchem wüßten Taumel schweigen oder gegen ihn opponiren, ist kein Vaterlandsverrat. Ein ehrlicher Oppositionsmann ist niemals ein Verräter. Im Jahre 1874, wo die Lage ähnlich war, schrieb die Schlesische Zeitung: „Zu den gedachten und in der ungebührlichsten Weise geübten Pressionen gesellen sich nun die maßlosen Verwirrungen, die ein Teil der Presse und der neuerdings veranstalteten Versammlungen in der Auffassung der Militärfrage angerichtet hat. Ist es doch fast als Vaterlandsverrat gebrandmarkt worden, der Regierung gegenüber in dieser Frage dem eignen gesunden Menschenverstande noch eine bescheidne Berechtigung zuzugestehen. Das Hauptargument, das für absolute Preisgebung jedes konstitutionellen Rechts vorgeführt wird, besteht nicht selten in der Behauptung, daß die höchsten nationalen Interessen auf dem Spiele ständen. Daß der Bestand des Reiches gefährdet sei, wenn der Reichstag sich in der Militärfrage den Forderungen der Regierung nicht

*) So hieß es in einem Wahlartikel, den ein angesehenener und einflußreicher Mittergutsbesitzer in unserm Blatte veröffentlicht hatte.

unbedingt fügt, daß das deutsche Reich zerfallen sollte, wenn die Nationalvertretung sich entschlossen zeigt, ihr Budgetrecht, sei es auch in den engsten Grenzen, zu wahren, aber voll und ganz alles zu bewilligen, dessen es zur Zeit und vielleicht auf Jahre hinaus bedarf, ist eine geradezu unsinnige Behauptung; niemand wird bestreiten können, daß unter solchen Verhältnissen die Regierung im besten Frieden mit dem Reichstage und mit der größten Aussicht auf Erfolg ihres Amtes weiter walten kann.*) Lassen wir im zweiten Satze das „fast“ aus, und wir haben die heutige Situation; denn heut wird einer, der der Regierung gegenüber noch eine eigne Meinung zu haben wagt, nicht fast, sondern wirklich als Vaterlandsverräter gebrandmarkt.

4. Ich schwäche die Opferwilligkeit der Bürger. Über diesen Punkt würde ich mich aussprechen, wenn nicht das preußische Herrenhaus die Geschmacklosigkeit begangen hätte, in einer Adresse an Seine Majestät den Kaiser von der Opferwilligkeit des Volkes zu sprechen. Unter den Herrenhausmitgliedern befinden sich bekanntlich auch jene ehemals reichsunmittelbaren Standesherrn, die nicht einmal Steuern zahlen. So lange solche Leute die Opferwilligkeit predigen, wäre es schade um jedes Wort, das man über den Gegenstand verlieren wollte.

5. Ich fördere die Sozialdemokratie. Das ist ungefähr so, wie wenn man mich beschuldigen wollte, ich hätte die Niederlage im Kulturkampfe verschuldet, weil ich das vernichtende Urteil, das Fürst Bismarck in seinen vorjährigen Reden über die Maigesetze gefällt hat, vom ersten Augenblicke an in meinem engen Kreise ausgesprochen habe. Die Sozialdemokratie tritt dort am stärksten auf, wo das System Puttkamer am unmittelbarsten wirkt. Hier in Meisse z. B., wo es bisher noch gestattet war, ein freimütiges Wort offen auszusprechen, kommen sie nur vereinzelt vor; in Oppeln, am Sitze der königlichen Regierung, giebt's ihrer schon mehr; in Breslau wirkt die Nähe des Oberpräsidiums schon so belebend auf sie, daß ihnen ein reichliches Drittel aller Wähler angehört; und in Berlin, wo das System mit seinem gewaltigen Zwangsapparat unmittelbar eingreift, da bilden sie nahezu die Hälfte der Bevölkerung. [Heute die größere Hälfte.] Wer sich vor der Sozialdemokratie fürchtet, der muß vor allem auf die Beseitigung des Systems Puttkamer hinwirken.

6. Meine Sprache verlege durch ihre eines anständigen Blattes nicht würdige Form. [Ich zähle die pöbelhaften Schimpfwörter auf, deren sich die Kölnische Zeitung, das Deutsche Tageblatt und die Kreuzzeitung in dem Streite bedient haben, und erinnere daran, daß keiner meiner Artikel ein Schimpfwort enthält.] Meint man mit jenem Vorwurf, daß ich meine Gedanken unumwunden und vollkommen deutlich ausdrücke, auch ein gut charakterisirendes derbes Wort, einen herben Spott nicht verschmähe, so thut es mir leid, erklären zu müssen, daß ich bei dieser Praxis zu bleiben gedenke; lieber an zehn Ecken anrennen als sad werden!

7. Schließlich erwähne ich noch, daß mir gesagt worden ist, es hätten auch hochangesehene Mitglieder der hiesigen Garnison ihr lebhaftes Mißfallen an der Haltung unsers Blattes ausgesprochen. Das müßte, wenn es wahr sein sollte, auf Mißverständnissen beruhen. Solange ich die Redaktion führe, hat in dem Blatte auch nicht eine Zeile gestanden, die die unserm unübertrefflichen Heere und seinem Leiter gebührende Ehrerbietung oder die schuldbige Rücksichtnahme auf die hiesige Garnison vermessen ließe; Nachrichten, von denen ich annehmen durfte, daß sie der

*) Im Jahre 1887 schrieb die Schlesische Zeitung natürlich anders, denn da bestand ja die Reichstagsmehrheit nicht mehr aus Leuten ihrer eignen Farbe.

Garnison unangenehm sein könnten, habe ich auch dann nicht gebracht, wenn die ganze Provinzialpresse einschließlich der konservativen sie brachte. Wenn es augenblicklich eine Stelle giebt, gegen die der Unwille der Armee sich richten könnte, so wäre es eine, die ich nicht nennen will, und von der das unerhörte Wort gesprochen wurde: „Es ist ein Zufall, wenn sie [die Franzosen] uns unterlegen sind.“ Und wenn jemals unsrer herrlichen Armee eine Beleidigung ins Gesicht geschleudert worden ist, dann ist es das illustrierte Flugblatt, das vorige Woche in Schlesien und anderwärts verbreitet wurde, und auf dem zu sehen war, wie der Quave die letzte Ruh wegführt, und wie der Turko das Kindlein von der Mutterbrust wegreißt. Wenn ich mich jemals einer solchen Beleidigung unsrer glorreichen Armee schuldig gemacht hätte, dann freilich würde ich mich nicht unterstehen, in einer Garnisonstadt auch nur eine Zeile drucken zu lassen. Aber diese Gefahr liegt mir fern; denn ich weiß es, und werde es mein Lebtag niemals anders wissen: nicht Zufall war der Sieg unsrer Heere in Frankreich, sondern es ist nächst Gottes Hilfe das militärische Genie unsers Kaisers und seiner Feldherren und die Tüchtigkeit unsers Heeres und seiner Offiziere, denen wir den Sieg verdanken; und da diese Wacht am Rhein heut noch ebenso fest steht wie damals und nach drei, wie nach sieben und nach dreißig Jahren noch ebenso fest stehen wird wie heute, so ist es eine schwere Beleidigung unsrer Armee, die guten Landleute in der Gegend von Glogau mit dem Rufe zu schrecken: der Turko kommt! Nein, der Turko kommt nicht; er kommt nicht mehr bis an den Rhein — es müßte denn auf einer Vergnügungsreise sein — geschweige denn bis an die Oder; dafür wird unsre Armee sorgen; und wenn mir nun ein Mitglied der Armee dieses Vertrauen übel nehmen sollte, so würde ich das nicht verstehen.

Was hier wie anderwärts die Stürmer, darunter nicht wenige Veteranen des Liberalismus, auf die Schanzen getrieben hatte, war bekanntlich nicht Furcht vor dem Turko gewesen, sondern die Hoffnung, endlich, endlich einmal den verhassten Zentrumsturm zu sprengen; dazu hatten sie sich ja den Segen des Heiligen Vaters geholt, und wenn dieser es verlangt hätte, würden sie in jenen Februartagen auf offnem Markte den Rosenkranz gebetet haben. Der Turm blieb aber unerschüttert stehn, und nur der Freisinn ward zerschmettert. So hatte sich denn dieser arme gute Liberalismus in seinem blinden Eifer das zweite Bein abgehakt, nachdem er sich vorher schon das erste durch Verleugnung aller liberalen Grundsätze stückweise amputirt hatte. Das Plebiszit am 1. April fiel zu meinen Gunsten aus, sodaß ich bleiben konnte. Aber ein Stachel blieb doch im Herzen meiner „liberalen“ Freunde zurück, sodaß sie mich in das Land wünschen mochten, wo der Pfeffer wächst. Überhaupt mag ihnen meine Redaktionsthätigkeit (die darin bestand, daß ich das Blatt meistens von der ersten bis zur letzten Seite selbst schrieb), nicht sonderlich gefallen haben. Die mittlern und untern Schichten der Bevölkerung waren damit sehr zufrieden und mir dankbar. Der gemeine Mann spürt es, wie der Hund und das Kind, wem gut zu ihm meint, und er ist durchschnittlich nicht dumm; er wünscht Belehrung, ist dankbar für solche und erkennt es, ob man die Sache ernst nimmt und sich Mühe giebt, ihm gründliche Aufklärung über die An-

gelegenheiten des öffentlichen Lebens zu verschaffen und zu diesem Zwecke selbst fleißig lernt, oder ob man bloß Redensarten macht oder wohl gar Begeisterung wie Entrüstung nur heuchelt und den dummen Kerl von Leser oder Zuhörer hinter seinem Rücken auslacht. Dem strebsamen gemeinen Manne ist sein Lokal- oder Parteiblatt, was der geistig geweckten Frau aus dem Volke die Predigt ist; sie schätzt eine „ausgearbeitete“ Predigt sehr hoch und zürnt dem Prediger, der schlecht vorbereitet oder unvorbereitet kocht. Und da ich mich bemühe, stets gemeinverständlich zu schreiben (klar wie Wasser, sagte einer meiner neuern Freunde vor ein paar Jahren einmal), so brauchen die Leute nichts als „zu hoch“ zu überschlagen, hatten also von jeder Nummer einen Genuß. Gerade an einem solchen Lokalblatt aber ist den Parteiführern meist wenig gelegen. Parteien, die in den höhern Schichten wurzeln, sind namentlich in einem Staate mit allgemeinem Wahlrecht in der unangenehmen Lage, ihre Wählerschaft aus den untern Schichten ergänzen zu müssen, aus Schichten also, mit denen sie nicht Interessengemeinschaft verbindet, sondern von denen sie ein Interessengegensatz trennt, des Abstandes der Bildung, der Denkungsart und der Lebensgewohnheiten nicht zu gedenken. Unter diesen Umständen können sie rückhaltlose Offenheit und Wahrhaftigkeit bei ihrem Redakteur so wenig brauchen wie ein selbständiges Urtheil und selbständige Überzeugung bei den Wählermassen. Das Lokalblatt soll ihnen, soweit es eine politische Bedeutung hat, als Werkzeug für die Wahlen dienen; es hat dabei vor allem die Parteiphrasen zu handhaben und die im Augenblick gefährliche Gegenpartei herunterzureißen, dann unbequeme Thatsachen zu verschweigen oder zu verschleiern, im gegebenen Augenblick die Haß mitzumachen und den erforderlichen Furor zu erzeugen, in keinem Falle aber Klarheit zu verbreiten.*) Mein Prinzipal bekam die unter solchen Umständen unvermeidliche Ungunst einflußreicher Leute zu spüren und kündigte mir daher im Sommer 1888.

*) Die Saturday Review bemerkt in der Nummer vom 6. November 1897, die Reden und Gegenreden der Ministeriellen wie die der Opposition seien in der letzten Zeit so schwächlich gewesen, daß der ganze Streit dadurch einen theatralischen Anstrich bekommen habe, und fügt hinzu: Natürlich weiß der Unterrichtete, daß bei Wahlreden immer nur Theater gespielt wird, aber es ist nicht gut, wenn die Schauspieler dieses ihr Geheimnis der „Populace“ enthüllen.

(Schluß folgt)

